(Zweites Blatt.)

Thorner Zeitung

Nr. 166. Donnerstag, den 19. Juli 1900

Irenens Brief.

Eine Ansichtspostkartengeschichte von Paula Kaldewey.

(Nachdruck verboten.)

Man war beim Nachtisch angelangt. Der mit den kostbarsten Tafelgeräthen bedeckte Tisch verrieth mittlerweile das Aussehen der bald beendeten Mahlzeit. Brodkrumen, halbgeleerte Weinflaschen, achtlos entblätterte Blumen und über Allem jener schwüle Dunst, der sich so leicht in einem durch Kerzenlicht und Blumenduft erfüllten Raume bemerkbar macht. Die drei jugendfrischen Menschen, die hier um den Tisch vereint waren, stießen noch einmal mit den zarten Krystallkelchen, gefüllt mit schäumendem Sekt, an, dann hob die junge Frau die Tafel auf.

„Ich denke, die Herren trinken eine Tasse Kaffee im Nebenzimmer und rauchen dazu die geliebte Cigarette. Falls es Ihnen recht ist, Herr Leutnant, ziehe ich mich für ein Stündchen zurück, damit mein Max den langentbehrten Freund einmal für sich hat."

Mit einer zustimmenden Verneigung küßte der hochgewachsene schlanke Mann in der kleidsamen Uniform der afrikanischen Schutztruppe der Dame des Hauses die Hand, um damit seinen Dank für die gastliche Aufnahme zu bekunden. Zu Worten ließ ihn Max von Röder aber nicht kommen, denn kaum hatte er seiner jungen Frau noch einen herzhaften Kuß gegeben, als er auch schon den Arm um die Schulter des Freundes schlang und diesen in das Nebenzimmer zog.

„Donnerwetter, Menschenskind, wie kommst Du zu dieser reizenden Frau? Wenn Du nicht mein Freund wärest, bei Gott, ich würde Dich darum beneiden," begann lachend Leutnant von Löbau die Unterhaltung. „Du gehörst doch wirklich zu den Glückspilzen im Leben: eine glänzende Position in jeder Beziehung und dazu eine solche Frau — ach, wenn's mir doch ebenso erginge," setzte er resignirt hinzu.

„Ja, ja, Glück muß man haben," schmunzelte Max von Röder. „Aber," fügte er ernster werdend hinzu, „der Zufall, dieses unberechenbare Kind des Augenblicks, hat mir das unverdiente Glück zu Theil werden lassen. Erst noch einen Cognac und eine frische Cigarette, und dann will ich Dir's erzählen," fuhr er fort, indem er neben dem Offizier Platz nahm.

„Ich muß gestehen, daß ich mich in der ersten Zeit nach Deiner Abreise im vorigen Frühjahr recht vereinsamt und verlassen fühlte. Die Kollegen im Ministerium waren mir zwar recht gute Kameraden, konnten aber doch nicht den fehlenden Freund ersetzen. Kurzum, Berlin kam mir langweilig vor, besonders als der Sommer fortschritt und die Hitze immer drückender wurde. Ich beschloß also, für einige Wochen „fern von Madrid" zu leben, reichte mein Urlaubsgesuch ein, das auch genehmigt wurde, und rüstete mich zur Abreise. Auf's Gerathewohl sollte es diesmal in die Welt gehen. Dort, wo ich fröhliche, mir zusagende Menschen antreffen würde, gedachte ich zu bleiben. Mein erstes Reiseziel waren die Ostseebäder. Doch ehe ich fortfahre, Dir von der Sommerfahrt zu berichten, muß ich noch einer kleinen Episode Erwähnung thun, die ich am Tage meiner Abreise im Thiergarten erlebte. Ich hatte meine Angelegenheiten geordnet, mich von den Freunden verabschiedet und wußte meine Zeit bis zum Abgang des Zuges nicht besser hinzubringen, als mit einem langsamen Bummel durch den Thiergarten. Nachdem ich wohl ein paar Stunden planlos umhergelaufen war, begann ich die Glieder zu spüren und setzte mich deshalb auf eine Bank. Beim Aufstehen gewahrte ich plötzlich auf dem Boden etwas Weißes. Ich hebe es auf und halte in meiner Rechten eieen Brief, offen natürlich und mit genauer Unterschrift der Absenderin versehen. Obschon ich wahrlich von Natur nicht neugierig bin, reizten mich diesmal doch die eleganten, kraftvollen Schriftzüge, den Inhalt zu erforschen. Und ein Geheimniß war's ja auch wahrlich nicht, was ich da zu lesen bekam, sondern nur die Bitte einer jungen Dame an einen alten Onkel um — Ansichtskarten von der diesjährigen Sommerreise. „Onkelchen, Du kennst ja diese meine Liebhaberei. Sei also so nett und bereichere meine Sammlung, denn wir bleiben in diesem Jahre zu Hause — und weißt Du aus welchem Grunde? Lache nicht, Onkel, es ist bitterer Ernst! Mama wünscht die ersparten Reisegelder als Grundstock zu einer Aussteuer zu verwenden — denn das Mädel ist zwanzig Jahre alt, wird sich also wohl bald verheirathen . . ." So ungefähr lautete der Inhalt des Briefleins, dessen Adresse fehlt, so daß es mir nicht möglich war, es an den Verlierer zurückzusenden. Und sollte ich es etwa der Absenderin mit dem ergebenen Bemerken wieder zustellen: „Ministerialassessor von Röder erlaubt sich, nachdem er Einsicht von dem Inhalt genommen, Fräulein B. den gefundenen Brief zurückzugeben . . ."? Zwei Gründe hinderten mich daran, und zwar zunächst der Gedanke, der jungen Dame eine Beschämung zu ersparen, sodann aber auch mein gewohnter Uebermuth. Ich beschloß, die Stelle des Reiseonkels zu spielen und meiner theuren Nichte von meiner Sommerfahrt so viel Ansichtskarten wie möglich zu senden. Gedacht, gethan!

Doch ehe ich weiter erzähle, zünde Dir ein neues Kraut an, lieber Kurt.

Gleich vom Anfang meiner Reise an begann ich den so fröhlich ersonnenen Scherz. Ich hätte niemals gedacht, daß ich eine so herzliche Freude und Zerstreuung an einer Korrespondenz haben könnte, die doch immer nur einseitig blieb, da ich sie ja mit einer Unbekannten führte, deren Name durch Zufall in meine Hände gekommen. Und doch — ich konnte den Morgen kaum erwarten, wo ich wieder eine neue Ansichtskarte schicken würde. In jeder Stadt, wohin ich kam, galt meine erste Frage den Ansichtskarten; sie postfertig zu machen, war meine nächste Beschäftigung. Wenn auch natürlich die Karten nicht viel Inhalt hatten, so konnte ich mir, je länger der Scherz dauerte, es doch nicht versagen, hin und wieder ein übermüthiges Wort oder einen etwas zärtlicheren Gruß hineinzuweben. Wie mußte sie erstaunen, die Empfängerin dieser Korrespondenz, die bald genug gesehen haben mochte, daß es ein Fremder war, der ihren Namen kennt und ihre Wünsche und nun täglich eine Ansichtskarte nach der anderen schickt! Du weißt ja, alter Junge, daß ich Zeit meines Lebens eigentlich ein leichtsinniger Kerl war, und so machte ich mir auch keine schweren Gedanken darüber, wie Fräulein Irene B., so hieß nämlich die junge Dame, diesen so lustig in Scene gesetzten Streich überhaupt aufnahm. Wie konnte ich denn auch darauf rechnen, sie in der Millionenstadt je kennen zu lernen."

„Und wie ist es denn zugegangen, daß Du sie doch gefunden hast?" unterbrach Kurt von Löbau den Freund in seiner Erzählung.

„Ja, alter Freund, die größte Komödie ist das Leben selber! Mein Urlaub war zu Ende, und die seit Wochen im Ministerium angehäufte Arbeit ließ mir kaum Zeit, an mein Reiseabenteuer zu denken. Dazu kam inzwischen der Winter heran mit seinen, wie Du ja aus Erfahrung weißt, für einen Junggesellen doppelt großen geselligen Anforderungen. An jedem Abend lernt man neeu Menschen kennen, aber so viel ich umherspähte, die, an deren Bekanntschaft mir so viel gelegen hätte, war nicht darunter. Eines Abends, der Minister gab gerade seinen alljährlichen Ball, sitzt mir bei der Tafel ein befreundeter Kollege gegenüber, dessen Dame ich nicht vorgestellt bin. Ich bitte den Freund um den Vorzug, und wer beschreibt meinen freudigen Schreck, als ich Irenens Name vernehme. Also das war jene Unbekannte, mit der ich in diesem Sommer sechs Wochen hindurch korrespondirt hatte! Was würde sie wohl sagen, wenn sie wüßte, wer ihr gegenüber saß. Bald erfuhr ich, daß mein Kollege der Vetter von Fräulein B. war. Nun konnte ich vielleicht erfahren, welche Aufnahme mein so lustig in Scene gesetzter Streich gefunden, ohne daß ich mich als der Uebelthäter zu erkennen gab. Auf meine Bitte um einen Tanz für den heutigen Abend, bewilligte mir Fräulein B. einen Walzer, dessen Anfang ich schließlich kaum erwarten konnte. Denn ich muß gestehen, die reizende junge Dame hatte es mir mit dem ersten Blick angethan. Nur zu schnell gingen mir die wenigen Minuten des Tanzes vorüber und doch hatten sie genügt, mein Herz in lichterlohe Flammen zu setzen. Ich hatte den ganzen Abend nur noch Augen für meine Angebetete, die mir von Augenblick zu Augenblick liebreizender dünkte. Beim Cotillon überreichte ich ihr ein Blumensträußchen und erfuhr dabei zu meiner Freude, daß sie zwei Tage später den englischen Botschafterball auch besuchen würde. Kurz entschlossen bat ich sie beim Abschiede, ob ich sie an dem kommenden Festabende zu Tisch führen dürfe, und sie gewährte meine Bitte. Mir war in den nächsten Tagen zu Muthe, wie einem Kinde, das sich auf den Weihnachtsbaum freut. Am Balltage bin ich im Begriff, das Ministerium zu verlassen, und überlege eben, ob ich es wagen dürfe, „meiner Irene", wie ich sie in Gedanken schon nenne, einen Blumengruß zum heutigen Abend zu senden, als ihr Vetter, Assessor von K., sich mir vorstellt. „Nun, lieber K., kommen Sie heute Abend auch auf den Botschafterball," beginne ich das Gespräch. „Natürlich," antwortet er, „meine Cousine hat mich ja zum ersten Walzer befohlen." „Und mir in Gnaden den Tischtanz bewilligt," setzte ich hinzu. „Wissen Sie überhaupt, lieber K., daß ich sterblich in Ihre reizende Cousine verliebt bin? Ich habe selten ein anmuthigeres Wesen gesehen. Dazu diese sprudelnde Heiterkeit." „Na, hören Sie, bester Röder, die kommt mir jetzt manchmal etwas gezwungen vor. Früher, da allerdings." — „Und warum?" antwortete ich beklommen, denn eine dunkle Ahnung steigt in mir auf. „Ach, das ist eine dumme Geschichte. Hat sich da irgend ein übermüthiger Gesell, der wohl einen von ihr geschriebenen Brief gefunden haben muß, den Scherz erlaubt, während seiner Sommerreise eine Ansichtskarte nach der andern an sie zu schicken, in denen er deutlich durchblicken läßt, daß er ihre Wünsche kennt. Zugleich läßt er hin und wieder sogar ein zärtliches Wort mit einfließen, natürlich, man fühlt das nur so durch, Sie verstehen mich wohl. Aber trotzdem, meine Cousine war auf's Höchste aufgebracht, jeden Tag denselben Aerger, den irgend ein Unbekannter ihrer bereitete. Von da an sank ihre sonst so glückliche Laune, sie fing an zu grübeln, und wenn sie sich auch noch so viel Beherrschung auferlegt, glaube ich doch deutlich zu erkennen, daß sie oft darüber nachsinnt, wer sich einen solchen Scherz mit ihr erlaubt hat." Ich erschrak bis ins Innerste. Himmel, das konnte ja reizend werden! Und mit was für Hoffnungen und Zukunftsplänen hatte ich mich schon getragen. Konnte ein Mensch für einen harmlosen Streich so hart bestraft werden, daß er deshalb auf sein Lebensglück verzichten mußte? Undenkbar! In nicht geringer Aufregung betrat ich den Ballsaal. Fräulein B. war schon dort und erschien mir noch bezaubernder als beim ersten Male. Aber durfte ich wagen, um sie zu werben, ohne ihr zu gestehen, daß ich den übermüthigen Streich ausgeführt? Und doch wußte ich genau: ich verlor in dem Augenblick, wo ich beichtete, das, was ich noch nicht besessen. Und dazu schien ich auch Fräulein B. nicht gleichgiltig zu sein. Ja, ihr Vater, der alte Geheimrath, forderte mich sogar auf, in seinem Hause zu verkehren. In der nun folgenden Zeit durchlebte ich Tantalusqualen; ich hatte der Aufforderung des Geheimraths Folge geleistet und die liebenswürdigste Aufnahme in dem gastlichen Hause gefunden. Jedesmal, wenn ich dasselbe verließ, beschloß ich, beim nächsten Mal um Irenens Hand zu bitten; allein immer, wenn ich mein Vorhaben ausführen wollte, fiel mir mein übermüthiger Streich schwer auf die Seele. So konnte es auf die Dauer nicht weiter gehen, das vertrug selbst die stärkste Natur nicht. Mochte da kommen was da wolle, der Zustand mußte ein Ende nehmen. Eines Vormittags ließ ich mich bei Geheimraths melden und traf Fräulein Irene allein im Zimmer an. „Gnädiges Fräulein," begann ich, „der heutige Tag erscheint mir wie geschaffen zum Beichten." „Beichten?" fragte Irene erstaunt, „haben Sie etwas auf dem Gewissen?" „Vielleicht!" „Sie machen mich neugierig!" „Nun denn, ich muß es mir vom Herzen reden. Das, was Ihnen so viel Kümmerniß bereitet hat, die Ansichtskartenkorrespondenz vom vergangenen Sommer, ich habe sie verbrochen! Ein Zufall ließ mich Ihren Brief auffinden und die Verlockung war so groß, daß ich nicht widerstehen konnte. Durch Ihren Vetter weiß ich, wie sehr sie dem Attentäter zürnen. Lassen Sie einmal Gnade vor Recht ergehen. Der Gedanke, daß Sie mir zürnen, Irene, raubt mir die Ruhe, denn ich liebe Sie, liebe Sie von dem Augenblick an, wo ich Sie sah. Nur der Gedanke an meinen knabenhaften Streich hat mir bis jetzt die Zunge gebannt. Sprechen Sie mir mein Urtheil, Irene!" Im ersten Moment war das liebliche Mädchen erblaßt wie eine weiße Rose, doch

Auferstehung.

Von Graf Leo N. Tolstoi.

Deutsch von Wilhelm Thal.

(Nachdruck verboten.)

87. Fortsetzung.

„Es giebt viele Dinge, die Sie nicht verstehen," rief Ignaz Nikophorowitsch mit zitternder Stimme. Ich habe im Schwurgerichtshof gesehen, wie ein Staatsanwalt einen unglücklichen Burschen verurtheilen ließ, der bei jedem nur einigermaßen anständigen Manne nichts als Mitleid hervorgerufen hätte."

„Ich würde den Beruf, den ich ausübe, gewiß nicht ausüben, wäre ich von seiner Gesetzlichkeit nicht überzeugt," sagte Ignaz Nikophorowitsch und erhob sich.

Nechludoff glaubte unter dem Lorgnon seines Schwagers etwas leuchten zu sehen und dachte: „Mein Gott, ich hoffe, es sind keine Thränen." Es waren aber thatsächlich Thränen, Thränen des Aergers und der Demüthigung. Ignaz Nikophorowitsch näherte sich dem Fenster, zog sein Taschentuch heraus, trocknete sein Lorgnon ab und wischte sich gleichzeitig die Augen. Dann setzte er sich auf den Divan, steckte sich eine Cigarre an und sagte nichts mehr.

Nechludoff fühlte sich bei dem Gedanken, seinen Schwager und seine Schwester derartig verletzt zu haben, gleichzeitig tieftraurig und beschämt, um so mehr, da er am nächsten Tage abreiste und wohl wußte, er würde sie wiederzusehen keine Gelegenheit mehr haben. Nach einigen alltäglichen Worten nahm er von ihnen Abschied und kehrte nach Hause zurück.

„Was ich ihm gesagt, ist vielleicht wahr," sagte er sich. „Doch auf jeden Fall hätte ich nicht so zu ihm sprechen sollen. Die Veränderung, die in mir vorgegangen, ist wirklich noch nicht sehr tief gedrungen, daß ich mich so habe aufregen lassen, Ignaz Nikophorowitsch so tief demüthigen und meiner armen Natasche so wehe haben thun können!"

Achtes Kapitel.

Der Zug der Gefangenen sollte am nächsten Tage um drei Uhr vom Bahnhof abfahren, und Nechludoff nahm sich vor, schon gegen Mittag am Gefängnißthor zu sein, um ihn herauskommen zu sehen und bis zur Eisenbahn zu begleiten. Als er vor dem Schlafengehen seine Papiere ordnete, fiel ihm sein Tagebuch in die Hände, und er konnte sich nicht enthalten, die letzten Sätze noch einmal durchzulesen. Als er nach Petersburg abreiste, hatte er geschrieben: „Katuscha will mein Opfer nicht und beharrt auf dem ihrigen. Sie entzückt mich durch diese innere Veränderung, die sich — ich fürchte mich, es zu glauben — in ihr zu vollziehen scheint. Ich fürchte mich, es zu glauben, doch habe ich die Empfindung ihrer Auferstehung." Darunter hatte Nechludoff das nächste Mal geschrieben: „Heut' habe ich einen großen Schlag zu erleiden gehabt; ich habe erfahren, Katuscha habe sich im Hospital schlecht betragen. Auf der Stelle empfand ich einen furchtbaren Schmerz; nie hätte ich gedacht, die Sache würde mich so tief schmerzen. Ich habe die Unglückliche mit Haß und Ekel behandelt, doch dann habe ich mich erinnert, wie oft ich selbst, wenn auch nur in Gedanken, die Sünde begangen, deretwegen ich sie haßte, und von diesem Augenblick an habe ich mich selbst gehaßt; sie hat mir leid gethan, und ich habe ein wohliges Gefühl empfunden." Nechludoff ergriff die Feder und fügte bei dem Datum des Tages hinzu: „Ich habe Katuscha heut' Morgen gesehen, und wieder war ich aus Selbstsucht hart und boshaft gegen sie. Auch zu Natascha war ich boshaft und habe zu ihrem Manne gesprochen, wie ich in keinem Falle hätte sprechen sollen. Das Alles lastet mir wie ein Centnergewicht auf der Seele. Doch was thun? Morgen beginnt für mich ein neues Leben. Leb' wohl, mein altes Leben, für immer!"

Als er am nächsten Morgen erwachte, war sein erstes Gefühl ein lebhaftes Bedauern über sein Benehmen seinem Schwager gegenüber. „Ich kann die Dinge unmöglich so belassen," sagte er sich; „ich will zu ihm gehen und ihn um Entschuldigung bitten."

Doch bald bemerkte er, daß er dazu keine Zeit haben würde, wenn er dem Abmarsch des Zuges beiwohnen wollte. Nachdem er schleunigst seine Sachen gepackt und sie von dem Hotelhausknecht nach dem Bahnhof hatte bringen lassen, sprang er in einen Fiaker, um nach dem Gefängniß zu fahren.

Man befand sich in der stärksten Julihitze. Das Pflaster, die Steine der Häuser, das Eisen auf den Dächern, die während der glühenden Nacht nicht hatten erkalten können, vermischten ihre Strahlen mit dem Glanz der Sonne und machten die Luft zum Athmen fast gänzlich ungeeignet. Kein Windhauch, nur auf Augenblicke plötzliche Stöße, die den Leuten Staubwolken in die Augen bliesen. Die meisten Straßen waren leer, hier und da streiften einzelne Passanten an den Häusern entlang und suchten hier ein bißchen Schatten. Trotzdem sah Nechludoff in einer Straße eine Gruppe von Steinpflasterern mitten in der Sonne auf dem Damme sitzen und Pflastersteine in den warmen Sand einlegen.

Als Nechludoff am Gefängniß anlangte, fand er das Thor noch geschlossen. Im Innern war man seit vier Uhr Morgens damit beschäftigt, die zur Abreise bestimmten Verschickten zu ordnen und Revue passieren zu lassen. Es waren sechshundertdreiundzwanzig Mann und vierundsechzig Weiber, die, zu zwei und zwei geordnet, nicht im Schatten, sondern gerade in der Sonne standen. Vor der Thür stand wie immer eine Schildwache mit dem Gewehr im Arm. Auf dem kleinen Platze sah Nechludoff zwanzig Wagen, die die Sachen der Gefangenen fortschaffen und auch einige unpäßliche oder kranke Gefangene zum Hauptbahnhof bringen sollten. Er sah ferner noch in einem Winkel eine Gruppe armer Leute, Verwandte und Freunde, die auf den Abmarsch der Gefangenen warteten, um sie noch ein letztes Mal zu sehen, und ihnen, wenn möglich, Lebensmittel oder Geld zu verabreichen. (Forsetzung folgt.)

nur ifür kurze Zeit, dann kehrte der Purpur in hre Wangen zurück, und sie antwortete mit einem schelmischen Lächeln: „Gott sei Dank, Herr Assessor, daß Sie der Uebelthäter waren und kein Anderer. Denn — daß ich's Ihnen offen gestehe; ein liebend Auge ist ein milder Richter.“ „Irene, Du liebst mich also und verzeihst mir?“ Mit einem Jubelruf stürzte ich auf sie zu und dann — nun, was dann geschah, kann sie Dir selber erzählen, lieber Freund. Ich höre sie kommen, und Frauen kargen niemals gerne mit ihrem Bericht, wenn sie mittheilen können, wie sie uns, das starke Geschlecht, unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben.“

Vermischtes.

Major v. Reitzenstein, der wegen unerlaubter Betheiligung am Transvaalkriege zu einer sechswöchigen Festungsstrafe verurtheilt worden war, jetzt aber nach Begnadigung durch den Kaiser beim Stabe des Ostasiatischen Reiterregiments die Expedition nach China mitmachen wird, wurde dieser Tage von der Erbprinzessin von Meiningen nach Schloß Erdmannsdorf in Schlesien befohlen. Die Schwester des Kaisers bat den Offizier, ihr einen kurzen Vortrag über seine Erlebnisse in Südafrika zu halten. Nach Beendigung des Vortrages wurde der Major von der Prinzessin zur Tafel geladen. Im Uebrigen hat Herr v. Reitzenstein hinreichend Zeit gehabt, seine Erlebnisse niederzuschreiben, die später im Druck erscheinen sollen.

— Auf der Pariser Weltausstellung sind bis 14. Juli einschließlich von den ausgegebenen 65 Millionen Eintrittskarten 13 658 959 verbraucht worden. Für die Tage, die die Weltausstellung noch offen bleibt, sind also 51 341 041 Eintrittskarten übrig, also täglich fast ½ Million, während der Tagesdurchschnitt seit Anfang Juli gegen 170 000 beträgt.

— Gegen den Spieler Hermann Wolff ist nunmehr die Voruntersuchung geschlossen worden. Ob die Sache vor dem Herbst zur Verhandlung gelangt, dürfte fraglich sein, da die Mehrzahl der Zeugen so glücklich gestellt sind, daß sie während der Sommermonate verreisen. Der Vertheidiger R.-A. Wronker, wird auch noch einige Zeugen laden. Ebenso fraglich ist es noch, ob der zu erneuernde Proceß gegen die „Harmlosen“ mit der Sache Wolff verbunden werden wird.

Mit einer Jahressteuer von — 0,02 Mark, sage und schreibe zwei Pfennigen ist der Kaufmann T. belegt worden. Der Kaufmann ist der glückliche Besitzer eines kleinen, unbebauten Grundstücks, welches in dem benachbarten Vorort Friedrichshagen liegt. Dieser Tage erhält Herr T. von dem Gemeinde-Vorstand zu Friedrichshagen die Zuschickung, daß er mit 150 Proc. Zuschlag zur Grundsteuer im Betrage von 2 Pfennigen veranlagt sei und diese Summe nebst 10 Pfennig Porto für die Zustellung der Veranlagung an die Gemeindekasse in der Zeit von Vormittags 9—1 Uhr und zwar unter Vorlegung des ihm zugesandten Steuerzettels zu zahlen habe. Herr T. hat dann auch die 40 Pfennige Fahrgeld für die Hin- und Rückfahrt nach Friedrichshagen und die 2 Pfennige Steuer nebst 10 Pfennigen Porto in der vorgeschriebenen Weise entrichtet, um einer etwa drohenden Exekution zu entgehen.

— Von der Liebe. Das „Luzerner Tageblatt“ berichtet: Ein junger Metzgerssohn, der auf Freiersfüßen ging, jedoch nach vier Jahren die Entdeckung machte, daß seine Angebetete in der Rechtschreibung nicht sonderlich bewandert und daher für die zukünftige Geschäftsführung kaum zu gebrauchen war, ließ die holde Maid wissen, daß aus diesen Gründen an ein Ehebündniß nicht zu denken sei. Der Mann war nun nicht wenig erstaunt, nach einigen Tagen folgende Rechnung von seiner Geliebten zu erhalten:

Rechnung für den undreuen Saths N. N. in M.

Für 4 Jahr lang ale Sonndag abende Milch, Ches und Bier aufgedischt ah 1 Fr. = 208 Frangen, für 4 Birenwägen 5.80, für 1 tabaksetve 3.50, zweimal ein tips bezahlt 10.—, für Umensonst wahrden 18.—, für Verschiedenes 30.—: macht zusamhen zweihunter, funf und siebenzig Frangen, dreißig Raben. Gleich bezahlen oter Weibel!

— Ueber das fluchwürdige Verhalten der amerikanischen Dampfbootkapitäne bei der furchtbaren Brandkatastrophe in Hobokenwird noch gemeldet: Oskar Bock, der vierte Offizier der „Saale“, erzählte, er habe einen Dockarbeiter, der an dem Bug eines Schleppers stand, gesehen, der einem Ertrinkenden einen langen spitzen eisernen Bootshaken in die Brust stieß. Vorher hatte der Mann den Unglücklichen gefragt, wieviel er für die Rettung bezahlen wolle. „Ich habe kein Geld“, erwiderte der Unglückliche, „aber ich will jede Summe, die Sie haben wollen, abarbeiten. Ich will Ihr Sklave sein.“ Ohne zu antworten, habe der entmenschte Halunke den jämmerlich um sein Leben Flehenden niedergestoßen. Auch verschiedene andere Zeugen haben schriftliche Aussagen beschworen, wonach Schleppermannschaften Ertrinkende, die sich an die Boote klammerten, mit Stangen auf Hände und Köpfe schlugen und mit Bootshaken nach ihnen stachen, bis sie blutüberströmt losließen und in die Fluthen zurücksanken. Aehnliches haben andere Offiziere an sich selbst und Anderen erlebt: Ein Offizier der „Bremen„ berichtet: „Vier Matrosen schwammen im Flusse an einen Balken angeklammert. Ein Schleppdampfer kam dicht an ihnen vorüber, und jämmerlich schrieen die Unglücklichen den Kapitän an, ihnen Hilfe zu bringen. Die Gegenfrage war: „Habt Ihr Geld!“ Und als dies verneint wurde, überließ man sie ihrem Schicksale. Die Kräfte verließen die Unglücklichen, und ich sah alle vier vor meinen Augen ertrinken, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, ihnen zu helfen, denn ich war selbst so erschöpft, daß ich mein letztes Stündlein nahe fühlte. Jener Kapitän aber ist schuld an dem schrecklichen Tode jener armen Menschen.“ Der Schiffsarzt des Hamburger Dampfers „Phönicia“ sah, wie ungefähr 30 Mann von dem brennenden Dock ins Wasser sprangen. Zwei Schlepper fuhren vorbei, und der Kapitän des einen rief den Ertrinkenden zu; „Was zahlt Ihr, wenn wir Euch heraushelfen?“ „Wir haben kein Geld, um Himmels Willen rettet uns,“ erscholl es zurück. Aber die Schlepper fuhren weiter. Der zweite Steward Kalnberg und der dritte Steward Monsel der „Saale“, die sich an der Schraube des Dampfers festgehalten hatten, erzählen, sie seien auf einen Schlepper zugeschwommen, dessen Kapitän ihnen zugerufen habe: „Habt Ihr Geld?“ „Nein,“ antwortete Monsel, „wir haben nicht einmal Kleider.“ „Was wollt Ihr denn eigentlich noch vom Leben? Ich werde Euch nicht an Bord nehmen, wenn Ihr mir nicht wenigstens einen Dollar gebt.“ Mit diesen Worten fuhr der Unmensch weiter.

Gera, 16, Juli. Die „Geraer Zeitung“ schreibt: „Von wohlunterrichteter Seite erfahren wir folgende Geschichte. Die noch schulpflichtige Tochter eines hiesigen (Gera) evangelischen Schuldieners wurde vor einigen Monaten von einer katholischen Freundin hinter dem Rücken der Eltern regelmäßig in die katholische Kirche und Kinderlehre mitgenommen. Dort hat man ihr dann katholische Gebetsübungen und Gebräuche beigebracht, was in der Schule von ihrem evangelischen Lehrer ganz zufällig entdeckt und sogleich den Eltern mitgetheilt wurde. Nur mit Mühe haben diese ihre elterliche Autorität über ihr Kind, das schon katholische Andachtsbücher besaß, wiedergewinnen können. Dem Kinde war versprochen worden, daß es bald nach Beendigung der Schulzeit umsonst in ein katholisches Pensionat im Harz aufgenommen werden sollte. Nach unseren genauen Informationen soll der hiesige katholische Parrer auf die ihm zugekommene Beschwerde der Eltern zur Antwort gegeben haben, das Kind sei seine beste Schülerin.“

Trier, 16. Juli. Durch den südafrikanischen Krieg werden auch industrielle Kreise im Herzen unseres Vaterlandes in Mitleidenschaft gezogen. Seit Beginn des Krieges sind nämlich die Preise der Rohdiamanten in fabelhafter Weise gestiegen und den Fabrikanten ist zur Zeit jede Möglichkeit genommen, Schleifwaare zu annehmbarem Preise zu erstehen. Wie in Hanau, Amsterdam und Antwerpen stehen auch, wie die „Frankf. Ztg.“ meldet, die Schleifereien des Oberstein-Idarer Bezirks in Birkenfeld vor der Nothwendigkeit der Betriebseinstellung. Eine der Firmen sah sich bereits gezwungen, ihre Arbeiter zu entlassen. Bei noch längerer Andauer des Krieges ist eine allgemeine Einstellung der Betriebe zu erwarten.

Für die Redaktion verantwortlich: Curt Plato in Thorn.

Handelsnachrichten.

Amtliche Notirungen der Danziger Börse.

Dienstag, den 17. Juli 1900.

Für Getreide, Hülsenfrüchte und Oelsaaten werden außer dem notirten Preise 2 M. per Tonne sogenannte Factorei-Provision usancemäßig vom Käufer an den Verkäufer vergütet.

Weizen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch hochbunt und weiß 745—747 Gr. 151 M. bez.

Roggen per Tonne von 1000 Kilogramm per 714 Gr. Normalgewicht
transito feinkörnig 668—729 Gr. 87 - 96 M. bez.

Hafer per Tonne von 1000 Kilogr.
transito 82—97½ M. bez.

Rübsen per Tonne von 1000 Kilogr.
inländisch Winter- 228—232 M. bez.

Kleie per 50 Klg. Weizen- 3,82½—4,05 M. bez.
Roggen- 4,00 - 4,30 M. bez.

Der Vorstand der Producten-Börse.

Amtl. Bericht der Bromberger Handelskammer.

Bromberg, 17. Juli 1900.

Weizen 140—152 Mark, abfallende Qualität unter Notiz.

Roggen, gesunde Qualität 136—141 Mk., feuchte abfallende Qualität unter Notiz.

Gerste 125—132 Mk. — Braugerste nom. b. 135 Mk., feinste, über Notiz.

Hafer 130—136 Mk.

Futtererbsen nominell ohne Preis. Kocherbsen 140—150 Mk.

Aufruf!

Bei der ernsten Wendung der Ereignisse in China hat das Central-Komitee der unter Allerhöchstem Protektorat stehenden Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz nicht gesäumt, die Unterstützung der amtlichen Sanitätspflege durch die Vereinsorganisation dem Reichs-Marineamt anbieten zu lassen.

Dieses Anerbieten ist angenommen worden. Die erste Sendung reichhaltiger Materialien für Verpflegungszwecke, die Gestellung von freiwilligem Personal für Lazarethpflege, sowie die Errichtung zunächst eines überseeischen Vereins-Lazareths sind in Vorbereitung.

Das Central-Komitee erachtet es für seine Pflicht, allen Kreisen in Deutschland, welche an dem Loos unserer braven Truppen herzlichen Antheil nehmen, hiervon Kenntniß zu geben.

Beiträge zur Verwendung für die obengenannten Bedürfnisse nimmt die Schatzmeisterkasse des Central-Komitees, Königliche Haupt-Seehandlungskasse, Berlin W., Jägerstraße 21, entgegen.

Die Bildung weiterer Sammelstellen ist erwünscht.

Berlin, den 8. Juli 1900.

Das Central-Komitee
der
Deutschen Vereine vom Rothen Kreuz.

B: **von dem Knesebeck**, Vorsitzender. **von Spitz**, General der Infanterie z. D., 1. stellvertr. Vorsitzender. **Dr. Koch**, Präsident des Reichsbank-Direktoriums, Wirklicher Geheimer Rath, 2. stellvertr. Vorsitzender. **Havenstein**, Präsident der Seehandlung, Schatzmeister. **Dr. Lieber**, Generalarzt a. D., Generalsekretär.

Vorstehenden Aufruf bringen wir hiermit zur öffentlichen Kenntniß.

Geldspenden wird unser Schatzmeister Herr **Dr. jur. Paul Damme** hierselbst, Vorstädtischer Graben No. 39 entgegen nehmen.

Ueber die eingegangenen Beträge werden wir durch die Zeitungen öffentlich Rechnung legen.

Danzig, den 16. Juli 1900.

Der Vorstand des Provinzial-Vereins vom Rothen Kreuz für Westpreußen.

Druck und Verlag der Rathsbuchdruckerei Ernst Lambeck, Thorn.